

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Mr. 88

Posen, den 17. April 1929

3 Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

© du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf der Brücke über dem Bach wandte er sich noch einmal um, sah zurück ins Dorf, suchte sein Häuschen und nahm letzten Abschied und stelzte mit finsterner Entschlossenheit weiter ins Land hinein. Mit jedem Schritt aber drückte die Lischke auf seinem Rücken schwerer, ob sie gleich leicht genug war, und sein Mut sank immer tiefer, und die vielen Möglichkeiten, die vor ihm lagen, bedrückten ihn und machten ihn unschlüssig. So stand er am Wegweiser, wo der Weg sich gabelte, und wußte nicht: sollte er zur Rechten oder zur Linken. Zur Linken ging es durch ein Moor, über dem die Kiebitze taumelten und schrien, da war kein Schatten, und die Sonne stach, zur Rechten lief der Weg zwar beschwerlich hügelab und hügelab, aber dahinten doch in einen blauen Wald. Da schwenkte er den Stock in die Luft, wie ein Hauptmann den Degen, wenn er seine Kompanie ins Treffen führt, und bog nach rechts dem Strich am Horizont zu. Als er unter den Bäumen ankam, lief ihm der Schweiß den Hals entlang über den Nacken, die Zunge klebte ihm am Gaumen, und seine Wanderschuhe rieben ihm die Knöchel wund. Nechzend warf er sich in den kühlen Schatten, tat die Lischke auf, nahm einen guten Schluck Branntwein, stärkte sich mit Speck und Brot, streckte sich danach so lang er war, zog den Hut über die Augen und sprach, schon im Einschlafen, zu sich selbst: „So, Fernow, nu ward di kein upschriggen, nich Fru un nich Kinner. Nu gnagt di kin dat Lewen af, un kein schall di nu din Rauh verbruddeln. So, Bägelsens, nu speest mi up, un singt mi wat, Schnider Fernow will inschlafen.“ Da war er schon weg, hielt den Mund offen und schnarchte, als ob er einen Baum absägte. Die Finken schlugen, der Kuckuck rief, die Drossel flötete, die Eichkätzchen tiefen knurrend und spielend die Bäume auf und nieder, kanzten um die Stämme und sprangen über den Schneider fort, schnupperten an der Lischke und nahmen die Bröckchen, die ins Moos gefallen waren, in die Händchen und freuten sich der ungewohnten Vederbissen.

Um Fernows schwarzstoppelige Lippen aber stand ein bitterer vergrämter Zug, denn seine Seele ging im Traum den alten Weg und brachte ihn in das niedrige Stübchen, aus dem er geflohen war, in das enge Sockloch auf dem Schneidertisch, neben die Wiege der Zwillinge, und als ein Specht schrie, wandelte sich ihm der Laut in gellendes Kindergeschrei, und er langte mit der Hand rechts und packte den krummen Ast neben sich und drückte ihn auf und nieder, wie eine Wiege, daß die Eichhörchen erschreckt davonsprangen wie Federbälle.

Als der Schneider aufwachte, war ihm jämmerlicher zumute denn je. Die Sonne war schon am Untergehen. Durch die Stämme sah er den Himmel brennen, und rings herum war ein kaltes blaugrünes Licht. So mußte er bedenken, wo er zur Nacht bleiben wollte, ging auf die Dichtung zu und kam bald hinter dem Walde in ein Dorf und fragte im Krüge um Quartier. Aber es war nichts anderes als der Heuboden. Da sehnte er sich

nach seinem warmen Bett, denn der Abend war kalt geworden wie einer im März oder April, und ließ sich um seines Verdrusses und um der Kühle willen vom Wirt einschenken, mehr als ihm gut war, bis die Stube sich mit ihm drehte und er das graue Elend bekam und die Sehnsucht nach Weib und Kind ihn packte, die Tränen ihm in die Augen schossen und die bittere Reue ihm das Herz abstieß, und er statt auf den Heuboden zu klettern, in die Nacht hinauschoß, daß er dahin käme, wohin er gehörte. Und ob er auch die Richtung nicht recht halten konnte und er im Walde des öfteren über die Wurzeln stolperte und lang hinschlug, kriegte er den Weg doch unter die Beine, und der gutmütige Mond half ihm, daß er die rechte Straße nicht verfehlte. Nach Mitternacht sah er das Dorf vor sich liegen, aber ein Wasser blinkerte zwischen ihm und dem Ziel, da warf er sich jählings hinein, um es zu durchschwimmen, ampelte mit Händen und Füßen, bis er hindurch war, aber es war ihm kein Faden naß, denn das war ein Weizenfeld, das der helle Mond blinken und als einen Teich erscheinen ließ.

Und dann stand er vor seiner Haustür, klopfte gegen die eichenen Bretter und gegen die Fenster, bat und bettelte und wimmerte: „Alwine, mine lewe söte Alwine, nu bün ik jo wedder to Hus, leiwe, söte Mutter, lat mi in.“

Aber Alwine ließ ihn klopfen, warf sich in ihrem Bett herum und sagte gegen die Wand: „Ja war di wat hausten.“

Es half dem Schneider alles nichts. Er mußte in den Ziegenstall kriechen, und die Glieder taten ihm weh, als wäre er mit Keulen geschlagen worden. Nicht lange, da schlief er auf einem Bündel Heu ein und ließ den dunstigen Atem in dem dunstigen Stall aus. Die Ziege schnupperte an ihm herum und leckte ihm das salzige Gesicht, und er sprach und lallte im Traum: „Alwine, nu lat mi äwerst taufreden, ik heww dat Busseln satt.“

Als Frau Alwine am Morgen kam, die Ziege zu melken, schnarchte er, daß der Stall zitterte. Sie schüttelte ihn und riß ihn hoch und schrie ihn an: „Hier möt ik di finnen, du Apenkroß! Nu scher di forts binnen, de Sünn steiht all boomhog. Dat heww ik jo wüßt, dat du man en half Klogen büst, äwerst dat ik son Dämllak to Manne heww, dat geiht denn doch äwer de hunte Ruh. Du wußt mi wechlopen? Dit warst du woll sülwst nich glöwen. Up en annermal lat du dit man vergahn. So ein wie du, de kümmt nich een Mil weech. Nu marsch! Un wehe, wenn du nich bi din Gören bliwst. Muß di nich wech! Dat segg ik di.“

Der Stoppel stand drohend in der Luft, und der Schneider duckte sich und schlief glupend an der Wand entlang aus der Tür in die helle Sonne, die sein Gesicht blaß und grün machte und seinen plierigen Augen weh tat. Der Kopf wollte ihm zerspringen, die Knie knickten ein, und ihm war so brätkastig zumute wie einem Gerberhund. Und während er Heu und Stroh aus dem Haar klaubte und allerhand andere Dinge, wankte er zum Brunnen, zog ächzend einen Eimer Wasser hoch und steckte den Schädel hinein; aber es half ihm nichts, und ihm wurde nicht besser.

Die Zwillinge brüllten, und aus dem Stall kam es:

„Du wilst di wolle versäpen. Nu heft du di naug bereinigt. Hürst du de lütten Rinner denn nich wimmern?“

Da sprang er hinein, so gut es ging, machte die Fenster auf, denn vor dem Windeldunst kam ihm die Nebelheit noch schlimmer an, kroch auf den Tisch, band das Gängelband an den Fuß und schaufelte die Zwillinge, daß sie vor Schreck verstümmten, griff nach der Arbeit und stichelte, daß die Nadel heiß ward und die hellen Schweißtropfen ihm vor Schwachheit auf der kalten Stirn standen. Und dann kam ihm eine Mut, daß er nun wieder in dem alten Käfig sah, und er sang Kopfweihdage und Bresthaftigkeit zum Teufel und pufete wie die Orgel, wenn alle Register gehen:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt.
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Inspektor Obböter ritt vorbei und wollte ins Feld, sah den Schneider auf dem Tisch und durch die offene Stalltür die Schneiderfrau beim Melken und nickte ins Fenster.

„Guten Morgen, Fernow. Das Engelsbild sitzt im Ziegenstall. Und die Hähne, die des Morgens singen, holt am Abend die Raß.“

Indem schrie die Alwine über den Hof: „Fernow, untersteh dich! Wenn di singrig is, dann sing müswegen dat di de Luft wechbliwt. Awerst dit Pied singst du mi nich! Dat macht di wedder rebellisch!“

Und Fernow lenkte gehorjam ein und hub an:

Ah, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann.

Alwine lachte über das ganze Gesicht und melkte im Takt der schönen Weise, und die Ziege meckerte, als röche sie frisches Gras.

Obböter gab dem Fuchs einen kleinen Schwipper mit der Reitgerte, daß er vorwärtsprang wie ein Hölz, dachte an Schwester Mathilde und tröstete seine Seele, daß ja nicht jeder Ehestand ein Webestand zu sein brauchte, daß Ausnahmen ja nur die Regel bestätigen und es nicht gut wäre für den Menschen, allein zu sein, und ritt dahin zwischen Hecken und Staub wie in einem Garten mit Rosen und Narzissen.

Aber nicht lange. Denn Fischer Schwäpenheuer riß ihn aus all seinen Träumen. Er hatte in der letzten Nacht einen guten Zug getan und gefangen, daß er nicht wußte, wo damit hin, kam mit seinem steifbeinigen Schimmel die Dorfstraße herauf und rief, was er konnte, seine Fische aus, rief und sang nach der Melodie des Zapfenkreuzs, den er als Trompeter bei den Kolberger Grenadieren manchem Liebespärschen zum Verdruß viel und oftmals in die stillen Nächte hineingeblasen hatte:

Zi Lüer, nu köpt Karauschen in,
So frisch warens nich wedder sin.
Barsch. Barsch. Heft.

Die Schüsseln in den Häusern klapperten, die Pantoffeln flogen, und Barsch und Heft und Karauschen kamen an den Mann.

Peter Voh stand an seinem Schantisch und nagelte ein falsches Fünfgroschenstück auf die Platte, das ihm gestern einer angeschmiert hatte, und da er Schwäpenheuer rufen und singen hörte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen, denn für Karauschen mit Maibutter ließ er sein Leben, und die Kreuzraute vom Gartenzaun recht fein gewiegt und darüber getan und die Kartoffeln dampften — da schlug er sich auf den Daumen, daß das dicke rote Blut spritzte, sprang auf einem Bein herum und schlenkerte den verletzten Griffing und fluchte auf den Fischer und seinen Gesang, auf die Karauschen samt der Maibutter. Und Obböter fluchte auch, als Schwäpenheuer mit seinen toten Karauschen kam und er das Zeug auf dem Schragen mit blöden Augen in den blauen Frühlingshimmel glocken sah und hatte sich doch gestern noch der Sonne und des Lebens gefreut, setzte sich in Galopp, denn tote Fische waren ihm in den Tod zuwider, weil er in seinen jungen Jahren auf einem Gut gewesen war, da die Felder mit Stinten und Heringen abblüht wurden

Der Fuchs schoß vorwärts wie ein Frosch aus dem Grase, dicht an Peter Voh vorbei, der, den Daumen dick verbunden, seine Mittagsportion holen wollte, und der dicke Staub wirbelte grau und dick über die blinkenden Fische hin. Aber lange hielt das Galoppieren nicht an, denn das Eisen klapperte, und der Fuchs lahnte auf dem rechten Hinterfuß. Da half kein Schimpfen auf den Pferdeknecht, den Joseph, den Esel und Dröhnbartel, Obböter mußte mit dem Tier zur Schmiede.

Aber Behnte, der Schmied, hatte vorerst noch mit Menschen zu tun, hockte auf einer Pflugschar und bearbeitete Tischler Hoffmeister, der platt vor ihm im Grase saß, zwängte des Tischlers Kopf in seine Knie wie ein Stück Eisen in den Schraubstock und fuhrwerke ihm mit einer gödlichen Zange im Munde herum, den kranken Zahn zu jassen.

Der Tischler blötte und würgte, als würde er abgestochen, und der Schmied rief lachend zum Inspektor hinüber: „Löffens blot noch en beetem; lifest heww id em rut. Dit's man en schwor Ding. Dit is der Weisheitszahn.“

Ein paarmal knuppste die Zange noch ab, aber dann hielt sie fest, und der Zahn kam heraus, diesmal der richtige, mit vier blutigen Wurzel. Der Schmied hielt ihn dem Tischler unter die Nase: „Nahwer, de dat di nich mehr weih.“ Und Hoffmeister nahm ihn, steckte ihn in die Westentasche, um ihn daheim auf den Ofen zu werfen, damit die Tahnweihdage sobald nicht wiederkämen, krabbelte sich hoch und bezahlte zwei Groschen und ging dösig davon, denn er war seinen Weisheitszahn los.

Der Schmied rief ihm nach: „Un wenn noch ein nachholt schall waren, will id di dat umfüst daun.“

Aber Hoffmeister winkte nach rückwärts mit der Hand.

„Dat man wesen. Jä war di man min Wis schicken. De hätt mi dortau anstift. De mag sich dat man oof eis berücken. Jä heww all naug un to veel!“

Er spuckte den blutigen Speichel ins Gras. „Un jon Wis, Schmied, de knippt bal as din Tang.“

Das war nun das zweitemal am Morgen, daß Obböter einen recht verdrieklichen Einblick in eheliche Gefinnungen und Zustände tat. Und hinten in seinem Herzen, ganz im Winkel und Dunkel, sah ein Teufelchen, wackelte mit den Hörnern und Ohren, schlug sich auf die spitzen Kniee und den Ruchschwanz auf den Kopf und schrie durch alle vier Kammern: „Obböter, Obböter, heft hürt!“

Nachdenklich stieg der Inspektor vom Pferde, und wie der brenzlige Rauch vom Pferdehuf unter dem glühenden Eisen gelb hervorschwelte und heißend durch die Luft zog, ging ein Unbehagen durch seine Seele, bitter und brenzlig, und als das Eisen sah und er wieder in den Sattel kam und davonritt, war er zwar in seinem auf die Ehe gerichteten Entschluß nicht wankend geworden, aber er war mit seinem Kopf übereingekommen, daß es gut wäre, nichts zu übereilen und der alten Seemannsregel zu folgen: Zeit lassen.

Und so ließ er, obwohl er jetzt hätte Galopp reiten können, den Fuchs im Schritt und lenkte ihn seitwärts in die gebreiteten Felder, auf schmalen Wegen und Richtsteigen, über Gräben und Knüppelbrüden und wandte sich auch mit seinen Gedanken auf die Pfade des Berufs, den Saatenstand zu begutachten, wozu er ausgeritten war. Aber das war auch keine erquickliche Sache. Es fehlte Regen. Die Sommerung stand dürr und matt. Aus der Ernte wurde nicht viel; aus den Erbsen gar nichts, obwohl er sie hatte anwalzen lassen. Die Winterung hielt sich auch nicht mehr lange. Die Luzerne stand kurz, als wäre sie schon einmal geschnitten. Die Kartoffeln — er mochte gar nicht hinsehen. Die Kleeschläge waren erbärmlich, denn die Mäuse machten es zu toll. Die Broden mit dem Köflerschen Bazillus lagen dicht verkreut; aber die Biester kümmernten sich den Geier darum und wühlten lustig weiter; die Broden

bekamen ihnen vorzüglich und machten sie dicker und fetter und gefräßiger jeden Tag. Raubzeug mußte wieder her. Füchse und Wiesel und Bussarde. Aber das war zum Teil abgeschossen, zum Teil verjagt, damit Rehe und Janghasen und Rebhühner gut aufkämen und sich mehrten. Die Jagd brachte ja nicht den zehnten Teil des Schadens, den jetzt die Mäuse und nach dem Walde zu die wilden Kaninchen anrichteten. Wenn man sie verpacken wollte, an irgendeinen Rabob in der großen Stadt, aber dann wimmelten die fremden Scharf-

schützen in der stillen Flur Tag für Tag umher und knallten die Stille und die Ruhe nieder und zertraten die Felder. Raubzeug mußte her. Solange Melms lebte, war nichts zu machen gewesen. Aber jetzt mußte das anders werden, sonst fraß das Ungeziefer alles mit Stumpf und Stiel. Der Waldhüter durfte keinen Fuchs mehr graben und keinen Bussard schießen. Er wollte ihm die Wache schon ansagen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Tode gesegnet.

Erzählung von Heinz Lorenz.

Josepha hatte schwer zu tragen. An ihrem linken Arm hingen, in ein Tuch eingeknotet, drei runde Brotlaibe, an ihrem rechten ein Korb, vollgepropp mit braunen strammen Tüten, auf denen noch ein dicker Brocken Viehsalz lag. Im Winter sparte man sich den Weg von der einsamen Hütte, in der sie mit der Großmutter hauste, nach dem Dorf so viel wie möglich und holte die Lebensmittel gleich für einen ganzen Monat ein.

Josepha hatte ein hübsches rundes Gesicht, und der Krämer im Dorf liebte hübsche runde Gesichter. Josepha hatte nicht nötig, viel zu stottern, daß sie kein Geld habe. Der Krämer wußte, daß sie so arm war wie hübsch, und sagte gleich: „Im Leben gleicht sich halt alles aus. Kannst warten mit dem Zahlen bis zum Frühjahr.“ Es war ein netter Krämer. Aber er sagte noch: „Den Zins . . . hm, freilich, den Zins tät ich schon gern jetzt gleich haben.“ Und spitzte zweimal die Lippen, jedesmal bei dem Wort Zins, so daß Josepha ziemlich rot wurde.

Das war ein Kreuz: auf Josepha drückten Armut und Armut oft zugleich! Aber im Augenblick drückte sie noch mehr die schwere Last an den Armen und der Schnee, der so dicht um sie fiel, daß er sich wie eine weißgraue Wolke vor ihr ballte. Mit jedem Schritt sank sie tiefer und tiefer. Sie riet den Weg nur noch. Das Dorf war hinter ihr im Schweigen und Schnee versunken. Ihr Herz klopfte gewaltig, über dem dampfenden Blut prickelte die Haut, und ein schweres Angstgefühl stieg in ihr hoch, als sente sich aller Schnee rings um sie auf ihr Gemüt.

„O Jesu . . . solch ein Schnee . . .!“ murmelte sie ein paar mal. Dann blieb sie erschöpft stehen. „O Jesu . . . da komm ich nimmer durch!“

Aber sie raffte sich doch auf und stapfte mühsam weiter. Wasser lief ihr über das brennende Gesicht. Keine Träne, sie hatte noch keine Zeit, an Weinen zu denken; es waren die fetten Kloden, die an den glühenden Wangen zerhämolzen wie die Butter in der heißen Pfanne.

Aus dem weißen Geriesel tauchten weiße Umrisse auf: ein riesiger Würfel mit spitzem Hut, ein kleinerer Würfel, Mauer und Tor. Josepha atmete auf. Ah, da war ja noch der Steinbachhof, der einsam zwischen dem Dorf und ihrer Hütte lag. Den Steinbachhof hatte sie ganz vergessen. Ihr Aufatmen wandelte sich indes in einen kläglichen Seufzer. Sie wußte gut, warum sie den Steinbachhof vergessen hatte. Der Eintritt dahinein war ihr verwehrt, hier durfte sie keine Hilfe suchen. Die Großmutter hatte in ihrem verbitterten Sinn dem Steinbachbauern ein für allemal verboten, in die Hütte zu kommen. Als er im vergangenen Sommer vor einem jähen Unwetter dort hatte Schutz suchen wollen, hatte ihn das lahme, an den Stuhl gefesselte Weib mit Blick, Wort und Gebärde geradezu hinausgeworfen. Josepha hatte ihn zu entschuldigen versucht. „Er hat sich doch bloß unterstellen wollen . . .“ Aber die Alte rätionierte: „Unterstellen wollen . . .!? Soll sich wo anders unterstellen. Mit solchen Augen auf dich stellt man sich nicht unter. — Du bist arm, er reich. Meinst, der heirat' dich?“ — Josepha schwieg vor sich hin, aber sie dachte: „Nun haben wir gar keinen Nachbarschutz mehr . . .!“ — Die Großmutter und sie, die den Vater durch ein Unglück beim Holzfällen und die Mutter schon bei der Geburt verloren hatte — das alte Weib und sie hausten in der kleinen Hütte fern vom Dorf wie zwei Ausgestoßene.

Indem sie jetzt an all das dachte, fühlte sie, wie eine süße Müdigkeit ihren Körper allgemach durchdrann. Die Arme wurden schlaff, und die Lasten sanken in den Schnee. Die weiße Wollenwand färbte sich rosig vor ihrem Blick. So muß es sein, dachte sie, wenn man nach langer quälender Krankheit sanft und friedlich hinüberwandert. Aber zu solcher Wanderung war sie noch viel zu jung.

Laut schreckten sie wieder auf. Eine Tür schlug, dann kam Hundegebell, und eine schwarze Kugel hoppte über den Schnee auf sie zu, sprang sie hös an, wurde plötzlich geschmeidig, maugte und gebärdete sich vor Freude wie verrückt. Hinter dem Hund drein kam ein Mann, bis zum Knie im Schnee wadend.

Gegen ihn hob Josepha die Hände, abwehrend oder bittend. Wer mochte das wissen! Der Mann schien es zu wissen. Er packte die Wankende um die Hüfte, griff nach den Lasten und brachte alles wohlbehalten ins Haus. Trotz ihrer leisen Worte: „Ich darf nicht . . .! Ich darf nicht . . .!“

Nun stand sie in der warmen Stube, die Finger ineinander verkrampft mit gesenktem Kopf und den ganzen Körper so eng wie möglich zusammengezogen. — Der Bauer nahm ihr wortlos das Umschlag Tuch ab, schüttelte im Flur den Schnee ab und hing es über einen Rechen am Ofen. Auch von den Lasten klopfte er den Schnee ab und stellte sie an den Ofen. Der Hund beobachtete kritisch mit geneigtem Kopf teils das Tun seines Herrn, teils die reglos im Zimmer stehende Gestalt.

„Willst warme Schuh? Und deine Strümpfe werden sicher auch noch sein, Sepha,“ das waren die ersten Worte des Bauern. Sie schwieg, blinzelte ihn scheu an.

„Komm halt! Setz dich an den Ofen. Bist ja nah wie eine Wasserrat! Solch ein Unwetter, sag ich. Solch ein Schnee, Herrschaft, nein . . .!“

Sepha glühte über das schon genügend brennende Gesicht. Sie mußte an das andere Unwetter im Sommer denken. Sie schämte sich. Ueber ihre Baden begann es plötzlich zu rinnen, und das waren keine Schneefloeden.

Er tat, als sehe er ihre Tränen nicht. Er nahm sie bei der Hand und führte sie an den Ofen. Sie ging mit kleinen Schritten, fast ließ sie sich ziehen von ihm. „Ich darf doch nicht,“ murmelte sie wieder.

„Warum nicht? Weil ich nicht verheirat' bin? — Ja, das ist freilich schlimm. Hätt' ich jetzt eine Frau, schau, dann wär't besser aufgehoben jetzt bei mir. Aber ich werd dir in der Küche was bestellen. Magst einen Schmarr'n? Weißt, einen mit Schwarzeeren. Kannst auch Erdbeeren haben, eingemachte. Also . . .?“ Er lachte sie an.

Da mußte auch Josepha lachen. In dem befreienden Gefühl zog sie den Hund, der sich mit den Vorderpfoten auf ihre Knie gestellt hatte, an sich und liebkoste ihn. Der Hund leckte ihr die kalten Hände.

„Ihr seid's ja schon gute Freunde,“ sagte er und bückte sich herab, um zusammen mit ihr den Hund um die Wette zu tätscheln. „So ein Hundsdiebstahl hat's halt gut, meinte er und sah dabei Josepha an. Und sie sah ihn an. Und da wußten sie allebeide, was sie eigentlich schon lange wußten.

„Du bist so gut,“ sagte sie leise.

„Wegen dem Schmarr'n?“ lachte er.

„Ah, geh! — Wegen dem allen. — Bist nimmer böß?“

„Wegen . . . Weil du hier bist?“

„Wegen der . . . wegen der Großmutter damals . . .?“

„Geh, das war auch so ein Schmarr'n. Ist ja so ein altes, liebes — G'stell, freilich ein bißel grantig ab und zu.“

„Hilfst mir, sie ausgraben? — Ich denk mir, das Häufel wird ganz im Schnee stecken.“

„Freilich helf ich dir. Aber ich sag dir, zum Dank wird sie mich rauswerfen.“

„Oh, nein, nein. Da sorg jetzt ich, du!“ Josepha wurde lebhaft und entschiedener. „Das, wenn sie tät, dich noch einmal hinauswerfen, also dann . . .“

„Also dann? Was denn also dann? — Was redst denn nit weiter?“

„Weil . . . Ich weiß nicht, was ich nachher tät. Davonlaufen wahrscheinlich tät ich.“

„Davonlaufen? Wohin aber? Bist ja so allein, armes Häscherl.“

„Es wird sich schon was finden. Der Krämer drunten hat schon g'sagt, er könnt mir eine Beschäftigung geben.“

„So, so, der Krämer drunten?“ Der Bauer richtete sich auf. Sie fühlte seinen Blick auf ihren Scheitel und senkte den noch mehr. Möglich schnellte sie ihm den Kopf zu. „Du . . .! Du denkst doch nichts Falsches von mir?“

„Hm . . . na . . . nein! — Ich denk, daß du nicht zum Krämer gehen sollst. Bist doch ein freies Mädel; und wenn dein Häufel noch so klein ist, brauchst du nicht zu dienen. Ein Mädel, das gebiet hat, denk ich, tät ich nicht heiraten, Sepha. — Weißt du, wie ich das mein?“

Sie antwortete nicht. Aber sie wußte, wie er es meinte. —

Als bald später der Bauer mit seinen Knechten die Hütte freilegte, stellte sich heraus, daß sie die Großmutter nur ausgegraben hatten, um sie neu eingraben zu müssen. Sie sah starr auf ihrem Lehnstuhl. Die verkniffenen dünnen Lippen waren

milde geworden, hatten fast den Zug eines seligen Lächelns. So als wolle sie zu dem Paar, das vor ihr stand, sagen: „Kinder, so schlimm, wie Ihr meint, war ich nicht im Leben. — Ich bin ja in Gottesnamen mit allem einverstanden!“

Eine Geschichte.

Von Robert Walter.

Ein Mädchen und ein junger Mann waren sehr unglücklich. Er sollte sie entführen, war aber dazu nicht recht entschlossen. Sie wollte entführt sein, ahnte aber, daß das ziemlich schwierig wäre. Ich weiß nicht, in welchem Zeitalter das passierte, item, es kam zur Entscheidung, die Stunde schlug, natürlich wars Nacht, der Wind wehte, der nahe Wald war ganz schwarz. Eigentlich hätte Mondlicht leuchten sollen, leider wars nicht der Fall. Was taten unsere Liebenden? Sie schauten einander lange an, mit Zweifel und Bangen in den Augen. Schließlich flohen sie, aber es war, als flöhen sie vor ihrem Nichtwissen, wohin nun? Sie kamen aufs Feld, das Gras duftete, es war zur Zeit der Heuernte. Schon fingen sie an müde zu werden und sich ein wenig zu langweilen. Entführungen waren sonst immer aufrüttelnd. Die Herzen klopfen, die Erwartung stieg aufs Höchste. Hier wars anders. Als sie in einem Wald anlangten und sich zu Boden setzten, hörten sie von da- und dorthier ein Geräusch, als käme jemand, aber es kam niemand. Nichts beugnete ihnen, nur die Tannen wankten, die Blätter flüsternten, das Laub rauschte, die Aeste knarzten, ein Käuzchen schrie leise, und über den Bäumen blitzelten die Sterne. Da kam eine Stimmung des Einsehens in beide, sie sagten sich, es wäre besser, wenn sie umkehrten — alles bliebe beim alten, und das wäre eigentlich das Schönste. Sie hielten es für vernünftig, heim zu ziehen, und auf dem Heimweg lächelten sie. Ein Hund bellte, sonst war alles still, und jetzt trat der Mond hervor, als käme er, um ihnen beizupflichten. Es war, als freue er sich über ihre Entschagung. Sie wollten auf alles verzichten, künftig nichts wie folgung und brav, nicht mehr abenteuerlustig, sondern rechtschaffen, nicht mehr dumm, sondern klug, nicht mehr widerspenstig, sondern artig, nicht mehr übermütig, dafür aber auch nicht mehr ungeschlüssig sein. „Morgen früh spiel' ich zu meiner Erbauung ein Stück auf dem Piano“ sagte sie, und er sagte auch etwas. Sie liebten sich wegen der mißlungenen Entführung nicht weniger, nein, die wahre Liebe fing nun erst an. Jetzt erst wurden sie warm. Jetzt, wo sie nicht mehr an Neugierlichkeit dachten, begann das Innerliche. Nun lachten sie, umarmten sich, küßten sich, waren sich kolossal gut, nahmen das als selbstverständlich. Vorher hatte eins dem andern die Pflicht aufgebürdet, fürchtbar mutig zu sein, die Ruhe des alltäglichen Lebens geringzuschätzen. Da sie nun ruhig geworden waren, nichts Extravagantes mehr vollbringen wollten, gingen ihnen die Sinne wie Sommerrosen auf, sie waren befriedigt, führten einander heim, fanden es schön, bis zur Verlobung noch ein wenig Geduld zu haben. Als sie zu Hause ankamen, stand jemand da, der sie fragte: „Seid ihr nun einig?“ Sie antworteten: „Ja, wir sind.“ Und so hätte unsere Geschichte einen glücklichen Abschluß gefunden; das ist die Hauptsache, da gibts morgen schönes Wetter.

Das Literaphon.

Seit langem beschäftigt man sich in der Schallplattenindustrie damit, einen neuen Rohstoff zu finden, der die Platten unzerbrechlich und außerdem eine billigere Herstellung möglich macht. Noch stehen diese Versuche in den Kinderschuhen. Doch ist es dem Stuttgarter Techniker Rolf Fornis gelungen, ein vollkommen neues Verfahren zu finden und es soweit zu vervollkommen, daß er kürzlich in einem kleinen Kreise geladener Gäste sein „Literaphon“, wie er die Erfindung genannt hat, mit Erfolg vorführen konnte. Das Wesentliche seiner Methode ist, daß der lange Zwischenweg, der bis jetzt bei der Erzeugung einer Platte eingeschaltet werden mußte, wegfällt. Die Ausnahme muß nicht mehr in eine Ur-Wachsmatrize eingegraben werden, von der ein Negativ hergestellt wird und von dem wieder die zur allgemeinen Verwendung bestimmten Platten abgegossen werden, sondern die besprochene Platte ist schon diejenige, die auch zur Vorführung gelangt. Fornis' Material ist Zelluloid, das wesentlich billiger ist als Kautschuk. Auf die Platte werden durch eine Diamantnadel, die mit einem elektromagnetischen kleinen Hammerwerk verbunden ist, die Tonstöße eingegrift, und die Platte ist fertig. Sofort kann sie auf einem andern Apparat, der zu diesem Zweck eigens konstruiert ist, zur Vorführung gebracht werden.

Die Methode erinnert an die ersten Anfänge der Gramophonotechnik, wo auch das auf eine Wachsrulle Gesprochene sofort wieder abgehört wurde, aber mit dem wesentlichen Unterschied, daß die Zelluloidplatte sich nicht wie die Wachsrulle abnutzt, sondern unbeschränkt oft gespielt werden kann.

Die Ausschaltung des Zwischenweges und die Tatsache, daß nur die direkt besprochene Platte verwendet werden kann, schränkt einerseits die Verwendbarkeit des Systems wesentlich ein. Andererseits öffnet sie weite Perspektiven, die von dem Erfinder, der als technischer Leiter am Stuttgarter Sender tätig ist, besonders betont werden. Sobald der Apparat fabrikmäßig und preiswert hergestellt ist, kann man das Literaphon für dokumentarische Zwecke verwenden.

Bei geschäftlichen Verhandlungen könnte ein Aufnahmegerät im Zimmer stehen und die ganze Arbeit des Mitschreibens und Durchsehens des Berichts würde fortfallen. Es würde zum Beispiel nicht mehr möglich sein, wenn jemand mitten in Verhandlungen seine Taktik ändert, das Vorhergesagte zu leugnen. Man könnte an Stelle von Geschäftsbriefen die besprochene Literaphonplatte verwenden. Das Porto wäre das eines Doppelbriefes. Es ist durchaus möglich, daß das Literaphon eine Umwälzung im gesamten Bureaubetrieb mit sich bringt, und daß man später einmal die Tätigkeit einer Stenotypistin für einen vorzinsfünftlichen Zeitvertreib halten wird. Die Gesetze müßten allerdings noch geändert werden und die besprochenen Platten die Rechtsgültigkeit eines schriftlichen Vertrages bekommen.

ABC-Film für die Kleinen.

Der Film gewinnt fortschreitende Bedeutung für den Anschauungsunterricht und hat jetzt auch seinen Einzug in die Klasse der ABC-Schützen gehalten, um den Kleinen die Geheimnisse der Buchstaben beizubringen. Ein ungarischer Gelehrter hat das Verdienst, ein System ausgearbeitet zu haben, das in lustiger, lebendiger Form den Sinn der Buchstaben einprägt. Am den Buchstaben „A“ zum Beispiel zu demonstrieren, zeigt der Film zunächst einen mit Früchten beladenen Apfelbaum. Plötzlich rauscht ein Wind auf, die Äpfel fallen zur Erde und ergänzen sich zu dem Buchstaben „A“. Beim „M“ kriechen die Mäuse aus ihren Winkeln und treiben ihr puziges Spiel. Dann erscheint eine Kaze. Die erschreckten Mäuse drängen sich zusammen und formen sich zu einem schönen „M“. Die Pädagogen von Budapest äußerten sich mit lebhafter Freude über die Einführung dieses zeitgemäßen Bildungsmittels.

Aus aller Welt.

Ein zeitloses Land. Ein Sonderbericht führt in das mittelalterliche Turkestan. Die Wohnhäuser in Taschkent sind einstöckig, aus grauem Lehm. Sie haben keine Fenster zur Straße. Man geht wie zwischen Gefängnismauern. So ist alles in diesem wunderbaren Turkestan, so gleichzeitig, so zeitlos. Die Menschen leben dahin wie vor tausend Jahren und sicherlich würden sie noch tausend Jahre so leben, wenn nicht die bolschewistische Revolution sie mit einem Schlage zu modernen Menschen machen wollte. In den Straßen trifft man noch die unheimlichen Gestalten verschleiierter Frauen. In Buchara herrschte noch bis 1920 ein despotischer Fürst. Ueber dieses Land, dessen Emir so märchenhaft unwirklich, so fern und gleichzeitig so nah wie der Weltheroberer Timur in Samarkand herrscht, über dieses Märchenland aus Tausend und einer Nacht berichtet die neueste Nummer (Nr. 16) des illustrierten Blattes. „Epidemien werden im Keim erstickt“ heißt ein anderer Artikel, der die Leser über die Typhusstämme, die Serumgewinnung und die ganze Bakterienwissenschaft aufklärt, die in den pharmazeutischen Instituten zu Forschungszwecken und industriell bearbeitet werden. „Der Kampf um die Zugspitze“ beschäftigt die Alpinisten schon lange. Unser Blatt zeigt in interessanten Bildern, wie mühselig diese Bahn in den Wettersteinblock geschlagen wird und unter welch schwierigen Bedingungen die Arbeiter in eisiger Höhe leben müssen. Bei dem heutigen Interesse für Autosport ist ein Artikel über „Gefahren der Landstraße“ sicher sehr aufschlussreich, ebenso wie ein ausführlicher Bericht über die staatliche Filmbörse, die Freunde des Kinos interessieren wird. Auf der Titelseite bringen wir eine neue Aufnahme der jungen deutschen Filmschauspielerin Camilla Horn, die jetzt die Partnerin von Charlie Chaplin ist. Besonders lehrreich ist noch ein Bilderartikel über die „Die Davoser Höchschulkurse“. Das Blatt ist von Anfang der Woche an erhältlich.

Ein Tier, in dem Motten leben. Das südamerikanische Faultier führt seinen Namen bekanntlich mit Recht, weil es sich überaus langsam bewegt und lange Stunden überhaupt völlig regungslos an einem Ast hängt. Da das Faultier Schmarozern somit einen sehr ruhigen Aufenthalt bietet, haben sich in seinem Fell denn auch tatsächlich eigenartige Parasiten angedestelt, nämlich Motten, die, nach dem Bericht des Forschers Guenther, zwischen den Haaren des Faultieres leben. Wovon sich diese Faultiermotte nährt, ließ sich bis jetzt indes nicht mit Sicherheit feststellen; vielleicht frißt sie die Haare des Faultieres, vielleicht aber auch die zahlreichen Grünalgen, die sich auf den Haaren festsetzen und ebenfalls ständige Gäste des Faultieres sind.

Fröhliche Ecke.

Auch eine Frage. „Mutter, was war Kolumbus für ein Vogel?“ — „Das war kein Vogel, sondern ein Seefahrer.“ — „Hier steht aber doch das Et des Kolumbus.“

Jägerlatein. „Einmal hat sich so ein Hasenbiest mit meiner Flinte selbst erschossen. Ich hatte meine Büchse auf den Boden gelegt; springt der Hase drüber, tritt mit dem Hinterlauf auf den Hahn, das Gewehr geht los. Aber im selben Moment war der Kerl auch schon vor dem Lauf und blieb tot liegen.“